UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wunderblumen aus Westfalens Gottesgarten

Windolph, Anton M.

Paderborn, 1926

Theoderich

urn:nbn:de:hbz:466:1-48749

Visual Library

Theoderich (11. Dezember)

Westfalen hat Heilige im weißen Gewande der Zisterzienser und schwarze Kuttenträger nach der Regel des hl. Benedikt, des Vaters der Mönche des Abendlandes. Nun fehlt uns nur noch das braune Kleid des Armen von Assisi. Der hat hierzulande nicht weniger treue Jünger gefunden als anderwärts, die gewissenhaft in seinen Spuren auf dem Wege zum Himmel gewandelt sind. Von all denen, die nach seiner Regel heiligmäßig gelebt haben, sei aus dem Mittelalter nur einer genannt, von dem eine alte Chronik berichtet:

„Um das Jahr 1470 und die folgenden Jahre leuchtete als ein glänzender Morgenstern der selige Vater Theodoricus, von Münster in Westfalen gebürtig; verließ als ein anderer Antonius de Padua den Orden des hl. Augustin und begab sich in den Orden des hl. Franziskus von der strengeren Observanz."

Von diesem Theoderich oder kürzer Dietrich gibt's mancherlei zu erzählen.

Woher er stammte und wann er ungefähr gelebt hat, weißt du nun schon; drum kann ich gleich mit seiner Wirksamkeit beginnen.

Und da muß ich zunächst einmal sagen, daß er ein wortgewaltiger Prediger gewesen ist, der die Herzen seiner Zuhörer zu erschüttern und zu bekehren verstand. Die Zeiten waren aber auch so, daß ein sanftes Säuseln, wie

wenn der Zephirwind zur Abendstunde mit Blättern und mit Blüten kost, beim Volke wenig ausgerichtet hätte. Da mußte einer schon mit Donner und Blitz dreinfahren, und das konnte Pater Theoderich, der sonst gar sanft und mild von Gemüt war.

Zwietracht und Uneinigkeit herrschte in den Niederlanden, wo unser Seliger nach seiner Oberen Willen wohnte und wirkte. Daß solcher Hader nicht bei Parteigezänk blieb, sondern zu Mord und Totschlag führte, das schmerzte den Gottesmann, und er sann nach, wie er solch grausamem Wüten mit Gottes Hilfe ein Ende machen könnte.

Weiß der Himmel, woher er nur immer wußte, wo gerade wieder zwei feindselig vom Leder zogen. Er stand plötzlich mitten dazwischen und gab sich nicht zufrieden, ehe nicht Ruhe und Friede war.

Schlimmer war's schon, wenn der Aufruhr ganze Städte und Dörfer ergriffen hatte und der Tod unter den sinnlos Wütenden schreckliche Ernte hielt. Wie der Bauer in die Scheuern einfährt, so lud nun Theoderich die Leichen, die er unbeerdigt auf den Straßen fand, auf einen Wagen.

War das ein schauerliches Memento mori!

Das Blut mochte einem in den Adern erstarren, wenn man die gräßlich verstümmelten Opfer wahnsinnigen Parteizwistes sah.

Und dann rollte die Stimme des Predigers wie der Donner entfesselter Elemente über die Streitenden dahin.

In jeder Hand einen Schädel, wie ihn blutdurstige Mordlust vertierter Menschen in Haß und Rachsucht vom

Rumpfe getrennt hatte, so stand der Mönch, strickgegürtet im braunen Kleid auf seinem Karren wie auf einer Kanzel. Hatte der unerbittliche Tod nun nicht die beiden ganz gleich gemacht, so daß niemand zu sagen wußte, welcher Partei der, welcher der andere angehört hatte! Was mochten die Seelen derer denken, die einst diese Körper belebt hatten, was mochten sie jetzt denken über die Nichtigkeiten, derentwegen man sich gegenseitig zerfleischte! Jetzt, da sie vor dem Tribunal des ewigen Richters hatten erscheinen müssen! Aus den wutverzerrten Zügen sprach unauslöschlicher Haß. Weh ihnen, die so aus diesem Leben geschieden waren! Sie hatten sich selbst die Tore zur Stadt des ewigen Friedens verschlossen.

Theoderich war kein Rufender in der Wüste, dem sich jedes Ohr verschließt. Mit Zittern und innerem Erschauern hörte das Volk seine Predigt. Die Hand sank herab, die das Schwert geschwungen, der Finger drückte den Pfeil nicht los, der in des Feindes Herz gezielt. Die Zwietracht ward verbannt, und Friede kehrte wieder ein und heilsame Furcht des Herrn. — — —

Und wieder greife ich zur alten Chronik und finde darin, was hier folgt:

„Anno 1489, als zu Brüssel in Brabant die grausame pest regirte, hat der sehlige Theodoricus Coelde, burtig aus der stadt Munster, Franciscaner ordens, viel miraculen gethaen und aus denen 33 000 verstorbene allein 32 000 zum glücklichen thot disponirt."

Die Zwietracht feindseliger Parteien hatte Theoderich mit seiner gesegneten Beredsamkeit niederzwingen

können — die Pest hört nicht auf eines Menschen Wort. Doch wenn er ihr auch nicht ihre Opfer entreißen konnte, so sollten die Seelen doch wenigstens nicht dem ewigen Tode verfallen.

Hundert Jahre zuvor war in Münster die Pest gewesen, und in Dietrichs Jugend hatten die alten Leute noch erzählt, welch schrecklicher Würgengel die gewesen und was die Franziskaner Unvergeßliches in der Pflege der Kranken geleistet hatten. Auch Theoderich zeigte sich gerade hier wieder als würdiger Sohn seines heiligen Vaters Franziskus. Ein glühender Seeleneifer paarte sich in ihm mit unerschütterlicher Furchtlosigkeit vor aller Gefahr und befähigte ihn zu dem heldenmütigen Liebeswerke, das ihm unsterblichen Ruhm eingetragen hat.

Unter den ersten Opfern waren die Geistlichen gewesen; nun starben die Kranken dahin, ohne daß ein Priester sie stärkte für die letzte Reise; kein Stellvertreter Christi sprach ihnen das erlösende „Ego te absolvo", und keine geweihte Hand reichte denen, die dem Tod verfallen, die Engelspeise als Unterpfand des ewigen Lebens.

Da erbarmte sich Theoderich wie sein Herr und Heiland des Volkes, das ohne Hirten war. Und da die meisten Gassen und Straßen schon ganz verseucht waren, man aber doch nicht von einem Hause, in dem die Pest sich schon einquartiert hatte, in ein anderes gehen durfte, das noch — ach, wie lange noch! — unversehrt war, so ließ der Gottesmann sich mitten auf dem Markte ein Zelt aufschlagen. Drin stellte er einen Tisch auf wie einen Altar und auf ihm das heiligste Sakrament. Nun eilten sie von allen Seiten herbei, die noch die Füße regen

konnten; bei ihm erleichterten sie ihr Gewissen, er rüstete sie aus für die letzte Fahrt.

Aber er begnügte sich nicht damit, denen zu helfen, die zu ihm kamen; eine innere Stimme sagte ihm, wo er noch viel nötiger war. Das war bei den armen Kranken, die ganz verlassen in den Häusern lagen, um die sich niemand mehr kümmerte, die man floh, um das eigene Leben zu sichern. Theoderich drang in die Häuser ein, in die Hütten, die als Seuchenherde gemieden waren, so gut wie in die Paläste, die doch auch vor dem grimmen Feinde nicht sicher waren, und nährte noch einmal, die er todkrank drin fand, mit dem Himmelsbrote und stärkte sie mit dem heiligen Salböl zum letzten Ringen.

Zuerst begleitete ihn noch ein Kirchenküster; als den die unbarmherzige Pest von seiner Seite riß, ging er allein seine traurigen und doch so trostreichen Wege. Die Versehlaterne, drin ein Lichtlein schimmerte, band er so um, daß sie an seiner Seite hing und ihm die Hände frei ließ; den Speisekelch mit dem hochwürdigsten Gute trug er in der Rechten, in der Linken die Schelle, deren heller Ton sein Kommen ankündigte. So ging er, unbekümmert um alle Ansteckungsgefahr, von einem Sterbebett zum andern; gerufen und noch öfter ungerufen trat er ein und schied nicht eher, als er seinen Dienst getan hatte.

Und als endlich nach zwei schrecklichen Jahren der unheimliche Gast aus den Mauern der Stadt wich, da stieg ein heißes Dankgebet aus dem Herzen der Verschonten empor. Hager und bleich, in den Augen noch die bange Furcht, die sie nicht hatten bannen können, so umstanden die traurigen Überreste eines einst so lebens-

lustigen Völkchens die Kanzel, darauf Theoderich als Prediger stand. Er zieht den Schlußstrich unter die Rechnung, die der Tod präsentiert hat. Facit: 33 000 sind nicht mehr unter den Lebenden; alle mit Ausnahme etwa von dem ersten Tausend hat er versehen, und — doch, was ist das? Sein Auge weitet sich, als ob er ins Buch des Lebens schaute . . .! Sein Mund spricht ein Wort, das nur der Allwissende ihm eingegeben haben kann: Von den 32 000, die er versehen, sind nur zwei verloren fürs ewige Leben, der eine, weil er im letzten Stündlein noch am Heile verzweifelte, der andere, weil falsche Scham ihm den Mund zu einem ehrlichen Bekenntnisse verschloß!

Verstehst du nun, weshalb man Theoderich auch später immer wieder zur Zeit ansteckender Krankheiten anrief und auch als Fürsprecher für ein gutes Sterben?

Und nun zum Schluß noch ein Ereignis, das dir zeigen mag, daß Gott seinen treuen Diener mehr schauen ließ, als sonst die Augen der Sterblichen sehen.

Bei einem reichen Manne war er zur Tafel geladen. Er greift zu und legt von den üppigen Gerichten auf seinen Teller, ißt jedoch nicht davon. Dann deckt er alles mit einem Tuche zu und heißt einen Diener, es in die Holzwerkerstraße tragen; in das Haus solle er gehen, vor dem das Tuch vom Teller fliege. Der Diener tut's und kehrt bald zurück: in das Haus getraue er sich nicht zu gehen, da wohnten doch Leute drin, deren Reichtum stadtbekannt sei. Theoderich bleibt dabei; gerade dies Haus sei es, das er gemeint habe. — Und was finden die Diener? Zwei Kinder, die gierig ihren Hunger aus einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schüssel zu stillen suchen, drin Treber sind und Schweinefutter.

Das war Theoderich von Münster.

Wenn die braunen Astern blühen, muß ich an ihn denken.

Und an seinen seligen Tod.

Noch einmal hatte er gepredigt; dann ging er im Klosterremter mit den anderen Brüdern zu Tisch. Kaum hat er vom Mahle gekostet, da steht er wieder auf und geht in seine Zelle, der Todesengel hat ihm gewinkt. Er kniet nieder und faltet die Hände; so finden ihn die Brüder. Betend war er hinübergegangen ins ewige Leben.